

Einer Greisin.

Nun bist du grau von Haaren
Und still und ernst und mild,
Doch aus dem Aug', dem klaren,
Blüht noch das Mädchenbild.

Ist mit dem Blütenranze
Die Schönheit auch erstarrt,
Wir holben Bauergeranze
Die Anmut dich umweht.

Die Rosen auf den Wangen
Sind mit dem Lenz verblüht,
In maienschönem Prangen
Blühen sie noch im Gemüt.

Dich hat ein innig Lieben
Im Zeitensturm gefeilt,
So ist dir treu geblieben
Die holde Rindlichkeit!

Anton König.

Der flotte Prinz.

Von M. Reinhold.

(Fortsetzung.)

(Schadrad verboten.)

Es war elf Uhr vorbei, als Fürst Herbert wieder seine Gemächer betrat, erschüttert in der angeregtesten Stimmung. Zur glücklichsten Stunde für sie selber war Liesbet Hartmann mit dem hohen Herrn zusammengekommen. Für alles, was den Wohlstand seines Landes betraf, hatte der Fürst einen scharfen Blick, die Kunde von der Existenz eines großen Kali-Lagers, die die junge Dame gemacht hatte, war ihm also äußerst willkommen gewesen. Dann hatten ihre Kenntnisse und die bei aller Bescheidenheit sichere Haltung ihre Wirksamkeit nicht verfehlt, und endlich, aber nicht am wenigsten, hatte Liesbet's weibliche Anmut das für Frauen Schönheit noch recht verständnisvolle Herz des Fürsten berührt. Er ertappte sich auf Gedanken der Bewunderung, die seine Kinder und deren Väter sehr in Erstaunen gesetzt haben würden, wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätten.

Die Mitteilung der Prinzessin Konstanze, daß die Tochter des Fabrikanten Hartmann auf das Herz des Erbprinzen recht beständig gewirkt zu haben scheint, hatte ihn angeregt. Er hatte noch lange nicht den Bedruss überwunden, den ihm sein jüngerer Sohn durch seine Liebe zur Gräfin Gertrud Hartenstein und seine Weigerung, die Prinzessin Konstanze zu heiraten, verursacht hatte. Und nun kam diese Affäre des Erbprinzen, der mit seinem ruhigen festen Charakter noch ganz anderen Widerstand leisten konnte, wie der Prinz Georg. Und der Fürst konnte hier nicht von vornherein einen neuen Bruch herbeiführen, denn was sollte dann aus der Thronfolge im Fürstentum Starckenburg werden? Das war alles zu bedenken.

Auf seiner Reise zum Jagdschloß Grünfelde war Fürst Herbert dahin mit sich einig geworden, zuerst das weibliche Wesen, welches seinen ältesten Sohn gefesselt haben sollte, kennen zu lernen und dann in aller Bescheidenheit die Bande, die sich etwa angeknüpft haben sollten, zu trennen. Daran hielt er auch jetzt noch fest, aber ganz leicht war es ihm wirklich nicht geworden; denn, wie gesagt, die kluge und anmutige Liesbet hatte einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht. Der Fürst war bis auf diesen Tag ein Gegner von allen Mesallianzen gewesen; heute war zum ersten Male sein weltliches Gleichgewicht erschüttert, wenn er über die Prinzipienfrage nachdachte. Wäre sein jüngerer Sohn Georg vor ihn hingetreten und hätte die Hand der jungen Dame gebeten, Fürst Herbert hätte vielleicht ja gesagt, obwohl nur bürgerliches Blut in ihren Adern floss.

Es klopfte. Auf den Herentruf betrat der Erbprinz das Gemach seines Vaters: „Verzeihe mir die Störung, Papa, aber da ich Dich noch auf- und abgehen sah, glaubte ich den Versuch zu wagen zu können, Dich um eine Unterredung zu bitten.“

„Aber!“ sagte der Fürst, die Nase von seiner Zigarre streifend, „bitte, nimm Platz. Es handelt sich um Fräulein Hartmann, wenn ich recht rate?“

Der Erbprinz schaute einen Augenblick. „Du weißt also, Papa, was meine Gedanken beschäftigt? Nun gut, dann kann ich mich kurz fassen. Ja, Fräulein Hartmann hat mein Herz gefesselt, und ich möchte ihr meine Hand bieten.“

„Und Du glaubst, daß ich sofort einwilligen werde?“

„Vielleicht nicht sofort, Papa! Aber ich habe wohl bemerkt, wie auch Dir die junge Dame heute abend Hochachtung abzugewinnen verstand. Und daraus schöpfte ich das Vertrauen, daß Du mit der Zeit Dich überzeugen wirst, wie mein Lebensglück nicht vom Range meiner künftigen Braut abhängen wird, sondern von meiner aufrichtigen Zuneigung.“

Der Fürst lächelte. „Es freut mich, Herbert, daß Du ohne jedes Hehl mir sprichst, und auch, daß Du die Belegzeit nicht auf die lange Bank schiebst.“

„Das war nicht gut möglich, Papa. Du hast selbst vernommen, Fräulein Hartmann will bald abreisen. Und da wollte ich Dir und ihr meine Wünsche entbieten, um die spätere Entscheidung mir zu sichern.“

„Herbert, laß uns offen sprechen!“ antwortete der Fürst ernst. „Du willst Dir die Entscheidung, das heißt die Hand der jungen Dame und meine Einwilligung sichern, bevor sie abreist. Denn darauf läuft alles hinaus. Aber die Tatsache, daß Du damit so eifrig, deutet an, daß Du Dich nicht ganz sicher fühlst. Bitte, laß mich noch eine Minute sprechen, bemerkte er, als der Prinz aufbegehren wollte, „dann wirst Du einräumen, daß ich Recht habe!“

Er schwieg einige Sekunden und hob dann von neuem an: „Du bist durch Deine Tätigkeit und Tüchtigkeit der jungen Dame ein sehr interessanter junger Mann; nicht etwa in Deiner Eigenschaft als Erbprinz von Starckenburg. Wenn Du ihr als solcher viel gelten würdest, schwiege sie kein von ihrer Abreise. Denn dies füge Fräulein kann unmöglich die Glut Deiner Blicke übersehen haben und weiß außerdem aus der Zeitung, daß eine Heirat, wie Du sie im Auge hast, heute in fürstlichen Familien durchaus keine Seltenheit ist. Die Stellung, die Du in der Welt einnimmst, löst sie nicht, davon bin ich überzeugt!“

„Das denke auch ich,“ rief der Erbprinz lebhaft, „und ich freue mich, Papa, daß wir in diesem Hauptpunkt mit einander übereinstimmen. Eben deshalb steht Liesbet Hartmann in meinen Augen so hoch!“

Lächelnd nickte der Fürst. „Alles, was Du da sagst, das habe ich zu hören erwartet. Aber nach der Art aller jungen Leute, die ich vollkommen verstehe, denn auch ich war einmal nicht anders; wiewohl ich nicht in einer modernen Zeit lebte, sehest Du als Tatsache voraus, was Dein Wunsch ist.“

„Papa!“ Wieder fuhr der Prinz auf. „Deine Erregung bist Dir nicht im Mindesten etwas, es ist so. Du glaubst, daß unser Besuch Dir aus wahrer Reizung seine Hand reichen und an Deiner Seite, als Deine Frau sich glücklich fühlen wird.“

„Das glaube ich!“ versetzte der Prinz fest. „Und das glaube ich nicht!“ antwortete der Fürst ebenso entschieden. „Wenn Fräulein Hartmann Dir wirklich aufrichtige Reizung widmet, sie würde sich als die nicht standesgemäße Gemahlin eines künftigen regierenden Fürsten nicht glücklich fühlen. Wer sie, wie sie, an ein streng geregeltes Leben gewöhnt ist, der fühlt sich in unferen Kreisen nicht zufrieden. Bei ihrer Energie würde die junge Dame nach einer sie voll befriedigenden Tätigkeit drängen und diese sich auch zu erklämpfen wissen; aber Du selbst würdest damit in eine schiefe Stellung gelangen. Das habe ich Dir sagen wollen.“

Schweigend variierte er die Antwort seines Sohnes ab, der mit verschränkten Armen eine ganze Weile vor sich hinarrte. Endlich warf der Prinz entschlossen sein Haupt in den Nacken zurück. „Und wenn Du recht hättest in allen Deinen Ausführungen, es gibt doch ein Mittel, um Liesbet und mir wahres Lebensglück zu sichern.“

In den Augen des Fürsten glühte eine Flamme auf; ihm ahnte, was kommen sollte. Und er hatte sich nicht getäuscht, als er fragte: „Das Mittel, an welches Du denkst, ist ein Verzicht auf die Erbfolge, nicht wahr?“

„Das ist es, mein gnädiger Vater!“

„Ich glaube, Du wirst auch mit diesem Mittel keinen Erfolg erzielen, mein Sohn.“

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“

„Weil, wie ich schon hörte, Fräulein Hartmann sehr bewandert ist im Lesen eines Privatstimms über die Pflichten. Und dem treu zu bleiben, wozu wir bestimmt sind, ist gewiß auch eine Pflicht. Wenn ich Dir einen Rat geben soll, Herbert, als Vater und als Freund, so lasse der Zeit ihr Recht; Du erfiehest daraus, daß auch ich die junge Dame schätze, und ich möchte Dir nicht münden, wie ihr eine Enttäuschung ersparen. Gute Nacht, mein Sohn, gute Nacht!“

Der Erbprinz wollte diesen Abschiedsworten noch etwas entgegen, aber er kam nicht dazu. Diese Herzlichkeit seines Vaters war ihm ungewohnt und er fand auch keine Erwiderung darauf, die sich haltig gewesen wäre. Er küßte die ihm dargebotene Hand, verbogte sich tief und schritt zur Tür hinaus.

Der bejahrte Fürst aber saß an seinem Schreibtische nieder, öffnete das Schreibfach, welches die Photographie seiner Jugendliebe, der Mutter der Komtesse Gertrud von Hartenstein, enthielt und betrachtete sie lange. Dabei stiegen auch die Erinnerungen an seinen jüngsten Sohn Georg, von dem er nun schon Monate lang keine Nachricht erhalten und nach dem zu forschen er zu stolz war, wieder in ihm auf. Und er fühlte, nach dem heutigen Abend war sein harter Sinn weicher und weicher geworden. Er seufzte. Und in seinem Sinnen und Sinnen klang das eine Wort immer wieder: „Jugend, Jugend!“

Mit einem hellen Lachen war Liesbet Hartmann am neuen Morgen in ihrem Schlafzimmer im Jagdschloß Grünfelde aus dem Traum empor gefahren, der sie geneckt hatte. Die Erinnerung an den doch einigermaßen feierlichen Abend in Gegenwart des Fürsten war verblaßt vor dem drolligen Einfall, der ihr vom Schlafgott eingegeben war.

Sie sah sich in der Reichstrone zu Schönau, der Stadt, in der ihres Vaters Fabrik gelegen war. Und durch das große Spiegelglas neben ihrem Lieblingsplatz sah sie die stattliche Wittin Frau Rosel, die dem schier de- und wehmütig lauschenden Herrn „Direktor Stark“ eine wirklich gepfefferte Predigt hielt. Was mochte die Frau Kronenwittin so aufgebracht haben? Richtig, da auf der Straße, so zeigte ihr das Traumgesicht weiter, gingen zwei flotte, nette junge Mädchen, die nach dem Herrn Taufwind vertiebte Blicke warfen, eine Tatsache, die sich allerdings unter den vielerlei obwaltenden Umständen nicht paßte. Aber was konnte am Ende der Herr Direktor dafür?

Nun, diese Bilder eines Traumgesichts waren, wie es ja nicht selten geschieht, viel zu milde von der Traumsee gemalt. In Wahrheit war es in dem stillen Schönau mehr stürmisch hergegangen, und der Herr Direktor Stark verdiente seine Strafpredigt ganz entschieden. Wenigstens nach dem, was die Leute sagten!

Und das war, daß Herr Stark ertappt worden sein sollte, wie er gerade die Tochter des Bürgermeisters hatte entführen wollen. Andere Leute, die das Gras noch genauer wachsen hörten, behaupteten sogar, der Herr Stark habe nicht nur das Tochterlein des Schönauer Stadtoberhauptes bei Nacht und Nebel in die Ferne bringen wollen, sondern auch noch ihre zum Besuch anwesende Pensionschwester, das Friedenthaler Bürgermeistertöchterlein gleich mit. Und die Allerklärtesten sagten, Herr Stark sei schon der reine „halbe Sultan“, denn außer diesen zwei Bräuten hätte er ja noch eine dritte in der schmucken und lustigen Wiener Schauspielerin und eine vierte gar in einer feinen Dame gehabt, zu der er gar in Nacht und Nebel geritten sei. Und das wunderbarste war, daß trotz aller dieser Anklagen das ganze weibliche Schönau im stillen doch sagte, man könne Herrn Stark eigentlich nicht böse sein, er sei doch ein zu interessanter und netter Mann!

So Rauch ist, da ist Feuer, und etwas mußte also an der Sache dran sein! Das sagte sich auch Georg's Kollege, der erste Direktor Herr Weiß, dem alles Sensationelle über seinen jungen Freund natürlich brühwarm hinterbracht worden war.

„Kollege, Kollege,“ sagte er mit einem listigen Augenzwinkern und bot ihm eine Zigarre an, wenn Sie schon mal solche Abenteuer nicht entbehren können, dann lassen sie wenigstens sich nicht dabei kriegen. Ganz Schönau ist voll davon!“

Am Georg's Lippen zuckte es. Aber er nahm sich zusammen, den trefflichen Weiß konnte er doch nicht anziehen. So schüttelte er melancholisch seinen Kopf und antwortete: „Es ist die alte Geschichte, bester Herr Direktor, ich bin nun einmal zu gut. Ich will das beste, und wenn alles hinterher anders kommt, dann muß ich den Hundebock spielen. Und was soll man Damen gegenüber anders machen? Man muß schweigen. Und nun verurteilen Sie mich, wenn Sie können!“

Herr Weiß schüttelte erst sein graues Haupt, dann aber mußte er doch wirklich herzlich lachen. „Ihnen sei einer böse; das bringt auch der ärgste Oriesgram nicht fertig! Aber heraus mit der Wahrheit und gesehen Sie, was geschahen ist. Denn wenn der Chef oder gar Fräulein Liesbet von einer solchen Teufelei in Schönau hören, dann könnte es doch so etwas wie ein gelindes Donnerwetter geben. Aber was es auch sein mag, was da passiert

ist, ich haue Sie heraus! Nur Bescheid muß ich wissen!"

Georg ludte die Köpfe. „Ich muß mein Schicksal über mich ergehen lassen," sagte er mit prachtvoll gespielmtem Ernst. „Geheimnisse der Damen dürfen nie angerührt werden. Und so tut es mir leid, auch Ihnen gegenüber schweigen zu müssen, obwohl es mir das Herz fast abdrängt, zu sprechen. Bitte, gedulden Sie sich noch ein paar Tage, dann sollen Sie alles wissen, wenn ich reden darf."

Der alte Herr wandte sich leicht verstimmt ab und brumnte nur: „Wie Sie wollen! Das ist es gut mit Ihnen gemeint habe, das haben Sie gesehen, nun müssen Sie selbst am besten wissen, wie Sie durchkommen." Damit nahm die Tagesarbeit ihren Weg weiter, und lange Zeit sprach keiner der Herren ein Wort. Endlich konnte es Georg doch nicht länger übers Herz bringen, seinen väterlichen Freund so geärgert da sitzen zu sehen. Er ging heran und küßte ihm ins Ohr: „Sagen Sie nur dem Herrn und dem Fräulein Ehef, daß ich ein hartgefottener Dummkopf war. Dann werden sie Gnade für Recht ergehen lassen!" Weiß lachte und schüttelte ihm fest die Hand, es war wieder beim Alten.

Was aber war in Wahrheit geschehen?

Wenn jemand Georg Friedrich von Starckenburg mit dem „Schmudnamen", den er sich in einem Gespräch mit dem guten Weiß gegeben hatte, auch nur im Scherz zu betiteln beliebt hätte, die Folge wäre selbstverständlich eine Pistolenschußerei gewesen. Aber indem er sich selbst so nannte, dokumentierte er wieder seine lebenswürdige Schwäche für das ewig Weibliche, die alle seine Reizung für Gertrud von Hartenstein noch nicht hatte überwinden können. Und auch das Stück Schelmerei, es war eigentlich eine Ader poetischer Laune, das in ihm lebte, war nicht tot zu machen. Er wäre sonst der nicht gewesen, der er war und der er, wie er doch hoffte, immer bleiben würde, mochte seine Zukunft sich gestalten, wie sie wollte.

Er hatte an einem Dämmerstündchen eines Sonntag, als ganz Schönau ausgeflogen war und auch der Reichskronenwirt mit seiner Ehehälfte eine Wagenpartie gemacht hatte, allein bei einem Glase Wein gesessen. Es war eine von jenen Stunden, in der selbst ein lebenslustiger junger Mann nach Einsamkeit verlangt, um zu beschaulichem Nachdenken über wichtige Entschlüsse zu kommen. Die Frage der Zukunft hatte ihn doch mehr und mehr beschäftigt, und er trug sich ernsthaft mit dem Erwägen, ob es ihm möglich sein werde, einmal als Warte der Komtesse Gertrud seine heutige Tätigkeit als Fabrikdirektor in Schönau beizubehalten. Als Georg stark hier weiter zu antieren, war dann natürlich ausgeschlossen; in der Zeit mußte er mit vollem Namen vor alle Welt hintreten. Und wenn auch der Prinzipal damit einverstanden sich erklärte, es blieb doch mehr als fraglich, ob die Fabrikarbeiter das gleiche Verhältnis, wie bisher, ertragen würden.

Ein freundiger Schimmer flog bei seinem Nachdenken über das männlich offene Gesicht des jungen Rannes. Er hatte sich noch gar nicht die Frage vorgelegt, was denn Gertrud von Hartenstein zu diesen Zukunftshoffnungen sagen werde. Aber das brauchte er auch nicht. In ihrem letzten herzlichen Brief hatte sie nur leise die von ihm aufgeworfene Frage der späteren Zeit berührt und einfach gesagt: „Wo Du bleibst, da bleibe ich auch." Georg fühlte, wie ein solches inniges Vertrauen auf seine Kraft seine ganze Persönlichkeitskraft hob und härtete.

Drüben am Fenster des altdeutschen Honoratioren-Zimmers verdrängte der letzte Sonnenschein der noch für einen Moment in den behaglichen Raum hineingeleuchtet hatte, und dann war nichts auffälliges mehr zu bemerken, als das Glücken der Zigarette des einsamen Gastes. Da huschte es um die Portiere, die das Gemach von dem daneben befindlichen Billardzimmer trennte. Georg achtete nicht darauf, wahrscheinlich hatte er auch gar nichts bemerkt; und wenn er etwas vernommen hätte, so hätte er an einen dienstbaren Geist gedacht. Denn Frau Kiesel, die Kronenwirtin, hatte er abfahren sehen.

„Der Herr!" küßte da eine leise Stimme an sein Ohr und gleich darauf legte sich eine weiche Wange an die seine. Beinahe hätte er „Gertrud!" gerufen, denn der Wunsch, die Geliebte sich nahe zu haben, war in diesem Augenblick besonders brennend gewesen.

„Ich bin's," wisperte es zurück, und jetzt erkannte Georg die kleine Wienerin von Herrn Fuchs Theatertruppe, die mit ihrer Lustigkeit ihn immer wieder zu entwaschen wußte, wenn sie, was letzten wiederholt vorgekommen war, seine Kasse doch etwas zu oft in Anspruch genommen hatte. „So arg in Gedanken verfunken? O, wie muß die wahre Liebe Ihnen im Herzen brennen, daß sie für so gar nichts anderes mehr Sinn haben, Ihre kleine Freundin nimmer kennen!"

Georg war ein bißchen verlegen. Darum sagte er unwirschend: „Treiben Sie keine unzeitgemäß-

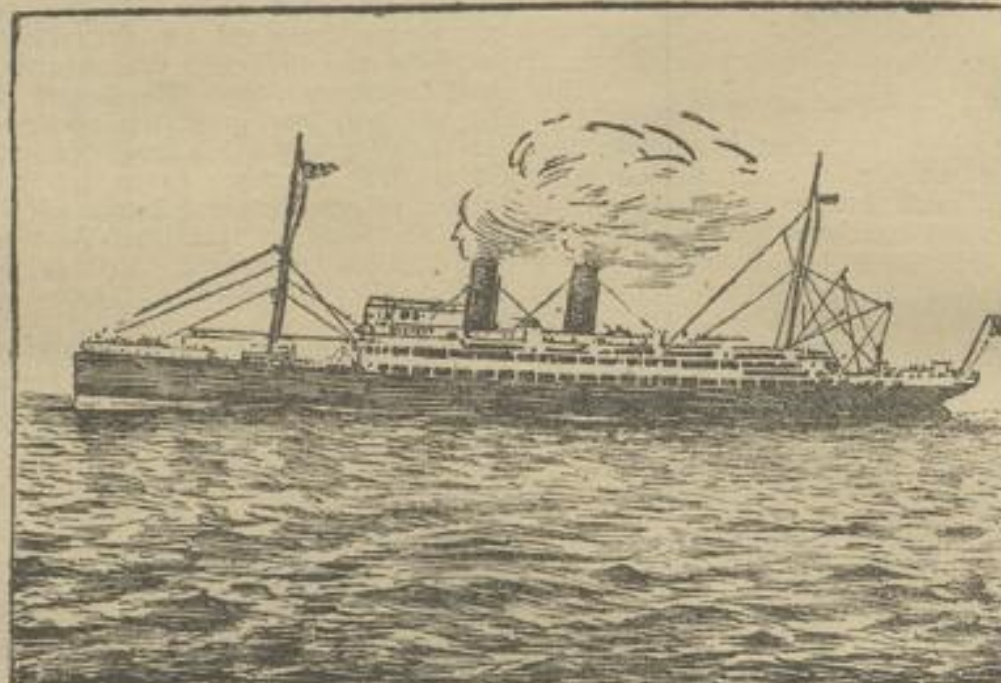
hen Scherze, Toni! Ich habe ein bißchen geschlummert, bin müde vom gestrigen Ball!"

„Glaube Ihnen schon," sicherte die Lise, deren Uebermut nie zu stillen war, auch wenn sie in ihren finanziellen Notizen nicht mehr aus noch ein wußte. „Dab' oben von der Gallerie herunter geschaut, weil die ehrfamen und stolzen Herrschaften vom Kasino mich wilden Vogel von den Brettern nicht zwischen ihren sanften Täubchen sehen wollten. Haben Angst, daß ich ihnen die Freier und Liebhaber für die Töchterchen fortangelte. Aber das macht mir, das macht gar mir, wenn Sie nur ein ganz klein Bißchen Freundschaft für mich übrig haben, Herr Stark!" Und sie streichelte wieder leise seine Stirn. Der Pikkolo der Reichskrone war eben hereingelommen und hatte die letzten Worte gehört und verschwand schleunigst wieder im Dunkeln. Als „Kavalier", wie der kleine Mann sich gern spielte, hatte man die Eigenheiten seiner Gäste zu ehren.

Fortsetzung folgt.

Allerlei.

§ Ein See, der nicht zufriert. Wir lesen in der „Vossischen Zeitung": Ein See, der nicht zufriert, ist der Tollense See in Mecklenburg-Vorpommern. Dieser 11 Kilometer lange und 2 Kilometer breite Basser ist schon seit uralten Zeiten, auch wenn strenge Kälte herrschte, nicht mehr gefroren, trotzdem sein Wasser eisalt ist. Die Ursache dieser Erscheinung ist noch nicht ermittelt worden. Auch in diesem Winter ist der See vollständig eisfrei, obgleich in der Umgegend alle Gewässer eine Eisdecke tragen. Der See bildet bei Frost die Zufluchtsstätte vieler Tausende von Wasservögeln, denen anderwärts durch das Eis die Nahrungsquelle verstopft ist.



Der französische Postdampfer „Carthago" wurde von den Italienern beschlagnahmt.

§ Kräftiges Voten im Wattenmeer. Der Dampfer „Freia", der die Verbindung zwischen Norddeyn und dem Festlande herstellt, liegt seit Samstag Morgen bei Norddeyn im Eise eingefroren. Jede Verbindung ist deshalb abgeschnitten. Weil die Kaiserliche Post aber nicht ruhen darf, ist tags darauf, wie die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" mitteilt, die erste Wappost zwischen Norddeyn und Hilgenriedersee zum Festlande befördert worden. Dieser Fall ist seit neunzehn Jahren nicht mehr vorgekommen. Die Voten haben die Postsendungen von insgesamt fünf Posten, die aus dem Festlande kamen, zurückgebracht. Solange wie das Frostwetter anhält, wird auch eine Wappost abgehen. Bis zur Sonnenscheit, wo der Wattenweg beginnt, werden Post und Leute mit Hagen befördert, von da beginnt der Gang durchs Wattenmeer. 26 Mann mit Tragstegen, voran der Führer mit dem Signalhorn, jeder sein Bündel Postfächer am Rücken, so klettert die Kaiserliche Wappost mühsam durch Eis und Oststurm zum Festlande. Das ist ein beschwerlicher und gefährlicher Gang; denn wenn der Wind plötzlich umspringt, werden Eis und See lebendig und alle Wattenwege gehen unter.

§ Ein Augenblick gelebt im Paradies? Von einem Lebenskünstler eigener Art weiß die „Berliner Zeitung am Mittag" in folgendem Geschichtchen zu erzählen: John J. Mac Devitt, der früher Schuhmacher war und jetzt professioneller Politiker in den Vereinigten Staaten ist, verkaufte sein Vorrecht auf eine demokratische Kandidatur für 10000 Mark an einen anderen Kandidaten. Von dieser Summe verwandte er 5000 Mark dazu, das Leben eines Millionärs zwölf Stunden lang zu genießen. In diesem Zweck mietete er sich einen Exorzizug, der ihn, seinen Arzt und seinen Diener, die er für diesen Tag angenommen hatte, von Wilkes Barre in Pennsylvania nach New-York bringen sollte. Seine Landsleute waren auf der Station und brachten ihm begeisterte Huldigungen dar. Als der Zug sich in Bewegung setzte, übergab er dem Lokomotivführer 400 Mark, damit er ein schnelleres Tempo einschläge. Dann ging er in den Speisewagen, aß und trank mit dem Appetit eines Millio-

närs, ruhte sich ein wenig aus und ließ sich nach Dergenslust bedienen. In New-York angekommen, bezog er, ganz wie ein Millionär, Wohnung im Waldorf Astoria-Hotel. Ob ihm das Geld dann auch noch dazu reichte, sich auf die gleiche Weise zurückzubefördern zu lassen, wird nicht mehr gesagt. Der Einfall dieses Schusters zeigt, daß er kein gewöhnlicher Schuster ist.

§ Wie man Milchpantfcherien entdeckt. — Die Verurteilungen wegen Milchfälschung sind trotz der Höhe der Strafen immer noch an der Tagesordnung und doch kommt erfahrungsgemäß nur ein kleiner Prozentatz der Milchpantfcherien zur Ahndung, einmal weil manche Fälle aus Rücksichtsmerei nicht zur Anzeige gebracht werden, sobald weil viele Pantfcherien überhaupt nicht herauskommen. Und doch gibt es ein ganz einfaches, aber probates Mittel zur Entdeckung der Milchfälschung, das nichts kostet und in jedem Haushalt zu finden ist. Es ist eine saubere, gut polierte Stricknadel. Man taucht sie in die Milch. Ist die Milch ohne Wasserzusatz, so bleibt sie an der Nadel beim Herausziehen hängen. Ist der Milch aber Wasser zugesetzt, und wenn auch nur in ganz kleinen Mengen, so erscheint an der Nadel kein Tropfen Milch. Die Probiernadel muß aber, wie bemerkt, ganz rein sein, es darf kein Quinchen Rost oder Staub an ihr haften.

§ Wie schützt man sich vor Tuberkulose? Rund 100000 Menschen sollen in Deutschland jährlich dieser verheerenden Krankheit zum Opfer. Dr. med. Sepp in Frankfurt a. M. äußerte sich zu ihr (in einem Vortrag) folgendermaßen: „Da wir heute bei größter Vorficht es nie werden ganz vermeiden können, daß wir gelegentlich Tuberkelbazillen einatmen oder schlucken, so gilt es, den Körper möglichst widerstandsfähig gegen das Eindringen der Tuberkelbazillen zu machen. Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß Menschen mit einer gesunden und kräftigen Körperkonstitution bei gleicher Infektionsgefahr viel seltener an Tuberkulose erkranken als schwächliche und durch ungünstige Lebensbedingungen geschwächte Menschen. Hier gilt die Theorie vom Kampf zwischen Krank-

heitserreger und Körper des Menschen. Hier gilt auch, wie bei den meisten Krankheiten, der Satz: „Verhüten ist leichter als heilen." Unter den Schädlichkeiten, deren Ausschaltung ein nicht zu unterschätzendes Mittel im Kampf gegen die Tuberkulose darstellt, ist unstreitig eine der hervorragendsten der Mißbrauch des Alkohols. Ich will nicht bloß davon reden, daß ausgesprochene Trinker in großer Zahl infolge der allgemeinen Schwächung ihres Körpers schließlich der Tuberkulose erliegen; französische Aerzte behaupten, 90% aller Schwindsüchtigen seien Säufer gewesen. Wichtiger ist noch die Tatsache, daß so viele noch lange nicht als ausgesprochene Trinker zu bezeichnende Menschen durch regelmäßigen Alkoholgenuß ihre Gesundheit so weit untergraben, daß sie der überall sich bietenden Gefahr der Tuberkulose schließlich unterliegen."

§ Eine aufregende Szene spielte sich vor einer Abteilung des Berliner Schöffengerichts ab: Unter der Anklage des Diebstahls hatte sich eine Frau zu verantworten; sie leugnete entschieden, mußte aber auf Grund der Aussage einer Zeugin, die sie bestimmt wieder erkannte, zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt werden. Da ertönte aus der Anklagebank ein furchtbarer Schrei. Die Angeklagte rief verzweifelt aus: „Ich bin unschuldig, so wahr ich dieses Gist trinke!" Sie setzte ein Fläschchen an den Mund und trank es aus. Der Vorsitzende, der Gerichtsdiener und der im Zuschauerraum anwesende Chemann der Beurteilten eilten sofort herbei. Sie stöhnten der Lebensmüde schnell geholte Milch ein, aber sie wurde schon sterbend in ein Krankenhaus geschafft.

Zu unseren Bildern.

Die Affäre des Dampfers „Carthago"

hat in Frankreich großes und unliebsames Aufsehen gemacht. Das französische Patetboot wurde auf der Fahrt von Marseille nach Tunesien durch italienische Torpedoboote aufgehalten und nach der sardinischen Hafenstadt Cagliari eskortiert. Der Grund für diese auffallende Maßregel lag darin, daß sich an Bord der „Carthago" der französische Flieger Duval befand, der mit seinem Aeroplan nach Tunis reiste, um dort an einem Schauspielen teilzunehmen. Die Italiener vermuteten indessen, daß Duval durch Tunis nach Tripolis reisen und sich dort ins türkische Lager begeben wolle. Außerdem wollten die italienischen Behörden die Postfächer der „Carthago" durchsuchen, bestanden aber nicht darauf, als der Kapitän protestierte. Der Zwischenfall, der in Frankreich viel böses Blut machte, wurde dadurch erledigt, daß die französische Regierung sich für Duval verbürgte. Darauf durfte das Schiff Cagliari verlassen.

Verantwortlicher Redakteur: L. Paul, Altona.